

Der Spiegel.

Beitschrift für die elegante Welt, Mode, Literatur, Kunst, Theater.

Einundzwanzigster Jahrgang.



Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und Sam. Rosenthal.

1848.

Pesth und Ofen, Sonnabend, den 4. März.

19.

Eine Sitzung in der französischen Deputirtenkammer.

Paris, den 5. Febr. 1848.

Sie lesen in den Zeitungen, was die Herren in der Deputirtenkammer gesagt haben; erlauben Sie mir, Ihnen heute ein Paar Zeilen darüber zu schreiben, wie sie es gesagt haben.

Wir Pariser leben meist ein wenig in den Tag hinein. Hundert und aberhundert Mal ist es mir vorgekommen, daß ein deutscher Zugvogel, der sich nur vorübergehend hier aufhielt, gar viele höchst merkwürdige Sachen gesehen und gehört hatte, zu denen ein echter Pariser nie kommt, auf die er kaum merkt. Seit zwölf Jahren — war ich nicht wieder in der Deputirtenkammer gewesen.

Verrathen Sie dies bei Leibe den deutschen Zeitungen nicht, für die ich schreiben muß. Aber es ist wörtlich wahr, vor zwölf Jahren war ich zum letzten Male in der Deputirtenkammer, und habe mich damals so gräßlich gelangweilt, daß ich sagte: „die sollen mich sobald nicht wieder anführen!“

Vorigen Montag hatte ich mir ein Billet für einen Freund erbeten, aber der Freund hatte die Grippe. Es war vorauszusehen, daß an dem Tage Herr Thiers über Italien sprechen und wahrscheinlich Herr Guizot ihm antworten werde. So entschloß ich mich, es selbst zu wagen. Man muß um 12 Uhr kommen, wenn man einen leidlichen Platz haben will; um 1 Uhr erscheint der Präsident; von 1 bis 2 Uhr geschieht nichts, wird hin und her, aus und ein gegangen, während von Zeit zu Zeit Jemand auf die Tribüne tritt und so thut, als ob er einen Kommissionsbericht läse, oder den Inhalt einer Petition anzeige. Kein Mensch achtet darauf, und ich bin überzeugt, die Leute geben sich nur das Ansehen, als ob sie laut läsen. Gegen 2 Uhr wird es lebendiger im Saale. Nach und nach kommen jetzt einzelne berühmtere Leute. Hr. Dbillon Barrot war heute der Erste unter diesen. Er schritt mit eiliger Grandezza die kleine Treppe hinauf, die zum Präsidentensitz führt. In der Mitte derselben begegnete ihm Jemand, der einen Händedruck erhielt, aber nur über die Schulter angesehen wurde. Beim Präsidenten, Herrn Sauzet, angekommen, lehnte

er seinen Ellenbogen auf den Tisch, seinen Zeig- und Ringfinger an die hohe Stirn, und sah sehr ernst und bedeutend aus, als er Sauzet was in's Ohr sagte. Herr Sauzet lächelte ziemlich freundlich, ließ sich aber doch nicht aus seiner bequemen Stellung oder besser Sitzung bringen. Nach zwei, drei Minuten ging Herr Dbillon Barrot wieder die Treppe hinab, stets mit derselben eifertigen Grandezza, und verschwand wieder aus dem Saale.

Eine Weile darauf kam Thiers. Auch er stattete dem Präsidenten seinen Besuch ab. Es ist das Mode, wie es scheint. Aber wie ganz anders war das Benehmen beider. Auch Thiers begegnete auf der Treppe einem Freunde, und er nickte traulich mit dem Köpfchen. Er gab Herrn Sauzet die Hand, aber wie man Jemanden die Hand gibt ohne alle Umstände, und nicht als ob man den Segen mit dem Händedruck ertheilen wolle. Er sprach mit dem Präsidenten eben so ohne alle gesuchte Zierlichkeit in seiner Stellung und seinen Bewegungen, und dennoch mit aller Grazie der Natürlichkeit, und ging die Treppe hinab, wie man Treppen hinabgeht, ein wenig schlotternd mit dem Leibe. Herr Sauzet hatte sich aufrecht gesetzt, Thiers zugekehrt, ihm die Hand gegeben, ihm höchst freundlich angelächelt, jedem seiner Worte mit dem Kopfe ein: „Ganz recht, versteht sich von selbst!“ zugewinkt, und kehrte sich, als Thiers an der andern Seite des Stuhls hinabging, nach dieser Seite hin, und winkte wieder mit dem Kopf zum Abschied.

Ein Paar Minuten später erschien Herr Guizot. „Voilà Mr. Guizot!“ flüsterte es von Ohr zu Ohr, und es entstand eine allgemeine Bewegung; jeder setzte sich zurecht. Herr Guizot machte ebenfalls dem Präsidenten seinen Besuch. — Aber er ging geschäftig rasch die Treppe hinauf, gab Herrn Sauzet die Hand, sagte schnell ein Paar Worte, stieg rasch die Treppe wieder hinab, — und all das nahm Herr Sauzet mit einer so schmunzelnden, hingebenden Passivität hin, daß man an Herrn und Diener denken mußte. Kaum war Herr Guizot von dem Präsidentensitz herabgestiegen, als Herr Leon Faucher hinaufstieg, vollkommen wie die drei Andern, etwas zu sagen hatte, sich an den Präsidententisch wie Herr D. Barrot anlehnte, sich wie Thiers zu Herrn Sauzet hinneigte, und doch wieder so rasch zu sprechen schien wie Herr Guizot. Herr Sauzet sah ruhig vor sich hin, rührte kein Glied und ließ Herrn Faucher abgehen wie er gekommen war, ohne zu thun, als ob er merke, daß er komme und gehe. Aber ich wette, Herr Faucher war sehr zufrieden mit sich selbst, als er hier stand, wo die drei vor ihm gestanden hatten.

Unterdesse war Herr Guizot noch einmal rasch hinausgegangen, und kam jetzt eben so rasch wieder herein. In dem Gange (couloir) zwischen der Thüre und dem Präsidentensitze, sah er mit aufgehobenem Kopfe zu Herrn Sauzet hinauf, und winkte im Gehehen zwei Mal rasch mit dem Kopfe, worauf dann Herr Sauzet die Klingel ergriff, schellte, die Guiffiers „en place Messieurs!“ riefen.

Es war 2 Uhr; — zwei Stunden hatten wir verloren. Und noch eine und eine halbe Stunde sollten nicht viel besser angewendet sein. Herr Carnot, ein sehr braver und ehrenhafter Mann, hält Reden, die sich besser lesen als hören; zwei andere Deputirte waren noch weniger geeignet als er, die Aufmerksamkeit zu fesseln. „Nous sommes volés, comme dans un bois,“ sagte einer meiner Nachbarn. — Endlich hatte der dritte Redner geendigt. Es trat eine kleine Pause ein. Thiers erhob sich. Augenblicklich lief es von Mund zu Mund: „Mr. Thiers — le voici!“ Und wirklich schritt er ruhig und nicht langsam der Tribüne zu. Oben angekommen, kehrte er sich der Kammer zu, nahm seine Brille ab, putzte sie mit seinem Schnupftuche, setzte sie wieder auf, und sah sich dann seine Leute an. Dann kratzte er sich mit der linken Hand hinter dem Ohre, beugte dabei das pfiffige Köpfchen ein wenig nach der Seite, schien rasch einen Blick in sich hinein zu werfen, und sah dann wieder auf zu dem Kreise vor ihm. „En place, Messieurs! en place, Messieurs!“ schrien die Guiffiers, denn während der vorhergehenden Reden waren sehr viel Deputirte nach und nach ausgewandert. Jetzt strömten sie zurück. Es dauerte wohl fünf Minuten, während der Zeit lehnte Thiers bald mit dem Rücken an dem hinter der Tribüne stehenden Präsidentensitz, bald ging er hin und her, und — das Alles mit einer Natürlichkeit, einer Nichtlosigkeit, einer ungesuchten Grazie, daß man seine Freude daran haben mußte. — Zuletzt trat Ruhe und Stille ein. Noch einmal sagte der Präsident: „la parole est à M. Thiers!“ — und ein allgemeines — Lispeln — rief endlich eine wahre Todtenstille hervor. Thiers trat an die Balustrade der Tribüne heran, wusch die Lippen mit der Hand, legte dann beide Arme auf die Tribüne, griff mit den beiden Händen den vorstehenden Rand der Marmorplatte, die sie deckt, und fing an: „Messieurs, à mon tour je viens vous entretenir des affaires de l'Italie.“ Und so war es, er „unterhielt“ uns über die italienischen Angelegenheiten. Seine Stimme ist belegt und etwas freischwebend. Aber das vergißt man nach den ersten fünfzig Worten, denn was er sagt, ist klar und durchsichtig, wie frisches Quellwasser. Und er sagt es so einfach, so

ohne alle gesuchte Bitterkeit, so natürlich, und doch mit so einschmeichelnder Geschmeidigkeit, mit so hinreißendem Anstand, daß man nicht widerstehen kann. Er war heute heftiger, schärfer, als ich ihn früher — zwölf Jahre jünger — je gesehen, und auch seit der Zeit nicht gelesen hatte. Die Heftigkeit aber brachte ihn nicht aus seinem innern Gleichgewicht, sie verrieth sich nur durch die scharfen, schneidenden und stoßartigen Bewegungen seiner Hände, und dann vor Altem durch die gut gezielten Pfeile seiner Zunge. Er traf Schuß um Schuß, und einzelne Pfeile waren vergiftet, besonders sein letzter.

Fast noch interessanter als Thiers selbst — war Herr Guizot, während Thiers sprach. Sie kennen seine scharfen Züge aus Bildern und Medaillons. Er saß da auf seiner Bank, mit halbgeschlossenen Augen, mit gekreuzten Armen, und hörte mit allen Fasern u. Nerven seines ganzen Leibes zu. So oft Thiers einen harten Schlag führte, der stets bei ihm eingeleitet, vorbereitet u. erst im rechten Augenblicke geführt wurde — wurde das Gesicht Guizot's immer bleicher, immer kälter, zuletzt eine todt, fleischfarbene, blutlose Bronzestatue. Er war fast wie ein Gespenst anzusehen. Am bleichsten wurde Guizot, als Thiers von den Verträgen von 1815 sprach, sie angriff und endlich erklärte: „Il faut les observer — mais — détester!“ Mit diesem Worte richtete Thiers einen scharfen Stoß seiner rechten Hand nach der Herzlage Guizot's, und der Stoß traf, Guizot sah wie eine Leiche da, während von allen Seiten des Saales wohl eine Minute lang der rauschendste Beifall in der Wunde wühlte, die Herr Thiers seinem Feinde beigebracht. Erst als dieser Beifall schwieg, beugte sich Guizot vornüber, ergriff einen Bleistift, schrieb ein Paar Worte, und während des Schreibens trat wieder Blut in die Adern seines Gesichtes.

Sie mögen mitunter spielen, mit dem Heiligsten selbst — aber für sie ist es kein Spiel. Es war ein blutiger Ernst, und ihr letzter Blutstropfen war mit dabei im Spiele. Kampf auf Leben und Tod — wie jener der Hunnen, der alle Nächte wieder anfängt, die Wunden von Neuem schlägt, bluten macht, die Herzen zerreiht — aber nicht in Wahrheit tödtet, weil der Zauber in der nächsten Mitternacht neuen Kampf fordert, und so bis an's Ende der Tage. — Der vergiftete Pfeil, den Thiers am Schlusse seiner Rede gegen Guizot schleuberte, hieß: „Frankreich ist nicht entartet — dégenerée — es ist es nur im Herzen derer, die es sich nach ihrem eignen Musterbilde gemacht denken.“ Aber dieser Pfeil traf weniger, als Herr Thiers gehofft haben mochte. Der Stolz des bedrohten Kämpfers wurde der Schild, an dem er abprallte. — Und er sprang auf Thiers selbst zurück. Denn Guizot begann seine Antwort und sagte: „Ich werde ein Wort aus der Rede Herrn Thiers streichen, nur ein Wort. Es ist unter meiner Würde, auf dasselbe zu antworten. Frankreich ist zu groß, als daß irgend Jemand von denen, die regieren und regiert haben, es nach seinem Musterbilde ummobieln könnte!“

Aber ehe Herr Guizot diesen Wurf zurücksenden konnte, war wohl eine halbe Stunde seit dem Schlusse der Rede des Herrn Thiers verfloßen. Es ist Brauch, nach bedeutenden Reden die Sitzung vier Male zu unterbrechen. Während dieser Zeit strömt Alles ab u. zu. Es kamen sehr viele Leute, die sich um Thiers drängten und ihm die Hand schüttelten; es kamen auch viele zu Herrn Guizot, und dieser empfing Alle, ohne Ausnahme, mit einem raschen, nervösen Händedruck und mit einem Lächeln, das nicht natürlich, nicht schön war, weil es mehr in den zum Lachen verzogenen Muskeln, als in den lächelnden Ausdruck von Auge und Mund lag. Es war für Viele falsche Münze, das sah man nur zu bald, für Viele, denn es war für Alle vollkommen dasselbe. — Die Klingel des Präsidenten wurde abermals durch einen Wink Herrn Gui-

zot's, aber diesmal viel bescheidener und viel versterker — weil offen und vor aller Welt — in Bewegung gesetzt. Herr Guizot stieg langsam zur Tribune hinauf.

In den zwölf Jahren, daß ich Herrn Guizot nicht, oder nur höchst vorübergehend gesehen, ist er um wenigstens 24 Jahre älter geworden. Er war 1836 noch ein sehr rüstiger Mann, der kaum an die Vierzig zu grenzen schien; heute würde man ihm sechzig Jahre geben. Er hat einen sehr hohen Rücken bekommen, so hoch, daß, wenn der Mann nicht erster Minister wäre, man sagen würde, er sei bucklicht. Die Schultern und die Brust sind breit, die Beine klein u. hager. Das Gesicht aber bekundet den Mann in ihm. Es ist voller scharfen, ernsten, durchgreifenden, schneidenden Ausdruckes und die Augen dringen durch Mark u. Bein und sprühen oft Funken und Feuer. Die breite Stirne bekundet den Denker, der geschnittene, scharfe Mund die kalte, harte Natur. — Er stieg die Treppen der Tribune langsam hinauf. Oben angekommen, legte er sich ein Heft Papier zurecht — dann hebt er den Kopf, tritt zurück, lehnt sich an die Rückseite der Tribune an, und kreuzt die Arme über die Brust. Aber es dauerte lange, ehe es ruhig wurde, zu lange für Herrn Guizot. Er trat wieder vor, blätterte in seinem Papiere, faltete ein Zeichen in eine Broschüre und nahm wieder die vorige Stellung ein. Aber wohl 15 Minuten dauerte es, ehe die rechte Ruhe eingetreten war. Er machte Antichambre bei den Vertretern des Volkes. Die Rede war meisterhaft — Sie kennen sie. Der Ton des Redners ist stets voller Würde u. Beschl. Die Stimme klingt aus der breiten Brust, wie aus einer klangreichen Gruft hervor; sie hat etwas Gewaltthätiges, denn die Worte sind schön, aber kalt. Es ist wohl Leidenschaft u. sehr große in ihnen, aber beherrschte, berechnete, gebändigte. Und daher sind diese Worte so unbesiegbar stark, und daher stehen sie unerreichtbar gegenüber allen Rednern, die nicht diese Größe der Leidenschaft mit derselben Kälte des Verstandes vereinbaren. Guizot ist unstreitig, seit D'onnell gestorben, der mächtigste Redner unserer Zeit. — Er haßt den „honorable“ M. Thiers aus der Tiefe seines Herzens, u. jedes Mal, daß er dies Wort „honorable“ vor dem Namen Thiers ausspricht, lag in dem Ton ein ganz unbedeutendes Etwas, das die tiefste Hochverachtung ausdrückte. Neben dieser Hochverachtung dem Feinde gegenüber tritt aber in der Rede Guizot's auch die unbedingteste Hochachtung dem „Freunde“ entgegen, und dieser Freund heißt: Guizot. Ich hörte selten Jemand, öffentlich sprechend, das Ich so betonen. Je n'ai pas envie de faire cela. — Nehmen Sie dabei auf meine Umst. — a reserve und dergl. klingt sehr oft durch; es ist fast das englische große I. — Es verlegt, aber man merkt es erst, wenn man nicht mehr unter dem Einflusse dieser gewaltigen Rede ist. So lange Guizot spricht, ist man sein Sklave, und wenn er fertig ist, empört man sich, einem Herrn gebient zu haben, von dem die Débats einst sagten, daß sie ihm in Zukunft, „wohl ihre Hilfe, nie aber mehr ihre Achtung leihen würden.“

3-9.

Das blaue Sopha.

(Fortsetzung.)

Während Rafael so gedankenschwer nach Paris eilte, um von dort über den Rhein sogleich die Kurrierfahrt anzutreten, tödtete der Marquis mit Feldhühnerschießen die Zeit bis zur Rückkehr seiner Braut. Hätte er eine Spur von Ahnung gehabt, so würde er sogleich nach des Bruders Abreise ins Schloß zurückgekehrt sein, da Frau von Forville mit Herrn von Coetven, der sich nicht ganz wohl befand, und Julie weit schneller als sie beabsichtigt hatten, von Paris

heimkamen. Als Herrmann jagdmüde endlich in den Gartensalon trat, fand er seine Braut dort allein. — „Gut, daß Sie kommen, Herr von Brevanne,“ rief sie ihm lebhafter, als es sonst ihre Gewohnheit war, zu. Können Sie mir sagen, wo mein Miniaturbild ist? Mein Vater suchte es wie eine Stefnadel; er will es nach Paris zum Einrahmen schicken.“ — „Si, mein Gott,“ antwortete Herrmann, „dann muß es Rafael aus Versehen mitgenommen haben.“ — Rafael . . . aus Versehen? Wer ist Rafael? — „Einer von meinen vier Brüdern . . .“ — „Sie haben mir diesen noch nie genannt . . .“ — Ich erzählte Ihnen doch schon öfter von meinem unglücklichen Bruder, dem Gesandtschaftsattaché.“ — „Derselbe heißt Rafael? . . . Wo ist denn Rafael jetzt?“ — „Auf dem Weg nach Berlin.“ — „Ich meine jetzt.“ — „Dies mein' ich auch.“ — „Wenn er aber auf dem Wege nach Berlin ist, wie können Sie ihm dann Schuld geben, er habe mein Portrait?“ — „Sie sind ja entsetzlich neugierig, Zulchen! Das ist mir bei Ihnen ganz neu.“ — „Mir auch!“ antwortete sie, in sein Gelächter einstimmend. „Aber da ich es nun einmal bin, so erklären Sie mir das Räthsel gefälligst.“ — „Mein Bruder Rafael war in Kurierkutscheln hier . . . heute, diesen Morgen.“ — „Und Sie gingen mit ihm durch die große Alkaziensallee?“ — „Woher wissen Sie das? . . .“ — „Nicht wahr, er ist einen guten Kopf größer als Sie?“ fuhr Julie lebhaft fort. „Sein Haar ist dunkler, seine Gesichtsfarbe blässer, seine Stimme . . .“ — „Um des Himmelswillen, sind Sie Hellscherin, Zulchen?“ — „Das weiß ich nicht, diesmal aber ging die Sache ganz natürlich zu. Mein Vater und ich kam an Thieren und Rafael im Nußwäldchen vorbei, Sie sahen zu Boden, er gen Himmel und gerade sagte er: „Ich habe diese Frau noch nie gefunden und fange bereits an, diesen Fund aufzugeben.“ — „So etwas hat er gesagt; denn Sie müssen wissen . . .“ — „Gut, daß Sie endlich von der Jagd zurück sind, Herr Nimrod!“ rief in diesem Momente die Tante, die durch die Seitenthür in den Gartensaal getreten war, während die Verlobten sich so lebhaft unterhielten. „Welcher Er . . . wenn man fragen darf?“ setzte die Tante hinzu. — „Rafael!“ — „Der ist ja in Madrid!“

Und nun erfolgte die zweite, jedoch etwas veränderte Auflage des Berichtes über Rafael's viertelstündigen Besuch. Ueber Lische war der junge Diplomat mit der heißen Phantasie der einzige Gegenstand des Gespräches. Herrmann erzählte manche Anekdote aus früherer und späterer Zeit von ihm und lachte mit Herrn von Coetven auf seine Kosten, während die Tante ein „hm, hm“ nach dem andern summte u. Julie bei Tafel keine Sylbe sprach und sich alsbald auf ihr Zimmer zurückzog, weil ihr Nervenkopfschmerz sie plötzlich wieder befallen hatte.

Seit diesem Nachmittage ward Julie immer einzybiger, schauer, stiller. Herrmann versuchte Anfangs, sie durch Scherze u. Neckereien zu heilen, aber bewirkte das Gegentheil: wie eine unsanft berührte Sinnpflanze zog sie sich mehr und mehr von ihm zurück. Der Marquis tröstete sich damit, seine Braut scheine ihrer mädchenhaften Art jetzt vor Thoreschluß noch einmal recht die Zügel schießen lassen zu wollen; die Ehe werde sie den wirklichen Verhältnissen schon näher bringen, das zu weiche Goldgemüth sich durch etwas profaischen Kupferbeifaz schon mehr härten, und wie die Entschuldigungsgründe eines gar soliden, jedoch sehr profaischen Mannes, wie Herrmann im Grunde war, weiter lauteten. Hätte er gewußt, daß die Laune des Zufalls hier ein für ihn höchst gefährliches Spiel trieb, er würde vielleicht anders geurtheilt haben. Doch wie konnte er ahnen, daß der Name Rafael, rein als solcher, schon deshalb auf seine Braut einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, weil der Schußgeist, der holbe Genius, von dem das Kind so oft geträumt, mit dem die Jungfrau selbst noch so häufig in ihrer Einsam-

keit Zwiesprache gehalten, Rafael hieß! Noch mehr, das Ideal von männlicher Schönheit, das Julie sich gebildet, entsprach der Erscheinung des jungen Diplomaten auffallend. Und um endlich dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hatte Rafael gerade Worte gesprochen, die gar schicksalvoll klangen. Aber war Hermann unklar über seine Braut, so kam diese eben so wenig aus dem träumerischen Zwieltichte über ihn, über Rafael und über ihr eigenes Herz. — So waren drei Wochen vergangen, in denen Hermann viel öfter und länger, als er je gedacht, auf die Jagd ging u. Julie ebenfalls mehr, als den Vater u. der künftigen Tante lieb war, am Nervenkopfschmerz litt. Der Oktober brachte schlechtes Wetter dazu; kurz das Schloß war kein Eden und die Stimmung keine Verlobtenstimmung; und doch rückte der Hochzeitstag immer näher.

(Beschluß folgt.)

Theater- und Musik-Beitrag.

Rönigsberg, (23. Febr.) Gestern wurde in unserem Theater eine neue dreiaktige romantische Oper: „Salvator Rosa“, Musik von dem hiesigen Theater-Musikdirektor Sobolewski, Text nach dem Plane des Komponisten von dem Dramaturgen unserer Bühne Dr. R. Gottschall bearbeitet, zum ersten Male aufgeführt und erlebte einen sehr großen Erfolg. Der Komponist wurde zwei Mal stürmisch gerufen und fast jede Nummer des schönen Konzerts fand lebhaften Beifall. Heute geht auf unserer Bühne ein neues fünfaktiges Drama in Szene das ebenfalls einen hiesigen Literaten zum Verfasser hat. Es heißt: „Joseph Süß der Jude“ und ist nach Hauffs bekannter Novelle von Albert Dulk (einem Sohne des hies. Landtags-Deputirten D.) verfaßt.

* In Konstantinopel wird jetzt wirklich ein türkisches Theater gebaut, das an Größe und Pracht keinem in Paris oder London nachsehen wird. Die Mittheilung ist für den Sultan bestimmt und steht mit einem Zimmer in Verbindung, das mit aller orientalischer Pracht ausgestattet wird. Vor zehn Jahren kannte man dort nur den türkischen Hanswurst, der unter freiem Himmel seine Possen trieb und nun — ein Hoftheater!

* Von Feldmann soll in kurzem ein neues Stück zu erwarten sein, das einen Lieblingsfürsten des deutschen Volkes zum Helden hat.

* Ein neues Drama von Julius Fröbel, „Die Republikaner“, ist am 15. Februar zum ersten Male in Leipzig aufgeführt worden. Das Stück spielt in Genf, kurz vor Calvins Zeit; die Konflikte zwischen den Genfer Bürgern und dem Herzoge Karl von Savoyen bilden den Stoff des Stückes, in welchem es sich, um es mit einem Wort zu sagen, um die Freiheit handelt. Der Beifall bei der Aufführung war entschieden, indes durchhaus maßhaltend.

* Hr. Laube hat vor Intendanz der Berliner Hofbühne ein neues Bühnenstück „Prinz Friedrich“ zur Aufführung eingereicht. Das Stück behandelt den mehrfach, zuletzt von Mosen zu einem Trauerspiele benutzten Konflikt zwischen Friedrich dem Großen als Kronprinzen mit seinem königl. Vater Friedrich Wilhelm I. Die Frage wegen der Vorführung von Gestalten des preussischen Königshauses, auf dem Theater, die bekanntlich durch Kabinettsordre verboten ist, ist dadurch von Neuem angeregt, und wird, wie man vernimmt, vom Könige selbst entschieden werden.

Mignon-Beitrag.

Etwas von Allem. Die Neue Würzburger Zeitung erzählt: „Vor einiger Zeit trug sich hier folgender interessante Fall zu. Zu einem hiesigen Bankierhause kam ein Landmann der Umgegend u. kaufte sich einen Wechsel von 100 Pf. Sterl., den er seinem in

London anwesenden Stiefsohn, der dieses Geld verlangt habe, schicken wollte. Während der Wechsel nach London an die Adresse des Sohnes des Landmannes abging, erhielt dieser selbst von einem Bekannten die Nachricht, daß sein Sohn zuletzt nicht in London, sondern in Amerika gewesen u. unterdessen mit Tod abgegangen sei. Von London aber traf ein Brief des angeblichen Sohnes ein, in dem der Vater um neue 100 Pf. St. gebeten wurde. Auf Anrathen jenes Bankierhauses schickte der Landmann in einem nach Sicht zahlbaren, aber bloß fingirten Wechsel die verlangte Summe ab und ließ dem Bankier, bei dem das Geld erhoben werden sollte, anzeigen, den Vorzeiger dieses Wechsels sogleich in Haft zu nehmen. Dies geschah denn auch, und der Betrüger ist in Untersuchung.

* Das Jahr 1847, welches durch die anhaltende Theuerung der unentbehrlichsten Lebensmittel so viel Noth hervorgerufen, hat die Zahl der steuerpflichtigen Hunde in Berlin nicht nur nicht vermindert, sondern sogar in auffallender Weise das Vergnügen und den Luxus, der mehr oder weniger bei dem Halten der Hunde vorhanden ist, gesteigert. Es betrug nämlich die Zahl der angemeldeten Hunde im vorigen Jahre 6826, 492 mehr als im Jahre 1846. Die Zahl der steuerfreien aber war 1847 1974, während 1846 2048 gemeldet waren. Die Steuer-Einnahme hat 19,886 Thlr. betragen. Im Jahre 1839 war der Steuerertrag noch 9210 Thlr., seit dieser Zeit aber hat sich die Einnahme jährlich durchschnittlich um 1000 Thlr. höher gestellt. In dem ganzen Zeitraum seit Einführung der Steuer 1830 sind überhaupt 182,741 Thlr. eingegangen und 2036 Strafgebühren gezahlt worden.

* Die Pariser eleganten Damen sind jetzt ganz verarrt in möglichst große Blumen-Bouquets, und so geschah es denn, daß vor einigen Tagen in der großen Oper der sehr edle und sehr dicke Lord . . . mit seinem gigantischen Blumenstrauß, den er einem lebenswürdigen Fräulein zu überreichen beabsichtigte, nicht durch den Eingang der Loge, in welcher die Angestellte ihren Platz hatte, passieren konnte, daher er sich genöthigt sah, seine süß duftende, bunte Gabe zu theilen und in zwei Hälften — oder Gängen — zu serviren. Der Spaß ist nicht übel.

* Ludwig Philipp, der am 25. Febr. die Regierung niederlegte, ist geboren am 6. Oktober 1773; König seit 9. Aug. 1830. Sein Enkel, der Graf von Paris, der jetzige König Ludwig Philipp II. ist geboren am 24. August 1838, also noch nicht zehn Jahre alt.

* In der „Nördlinger Chronik“ steht, aus dem Jahre 1631 sich herschreibend, die artige Mittheilung: es habe einst, als König Gustav Adolph in den Umgebungen Nördlingens ritt, eine Lerche, welche ein Strohvoegel verfolgte, Schutz bei ihm gesucht. Er habe sie in die Hand genommen und gesagt: „Gü! mein liebes Vögelein! Gott behüte dich, du willst auch noch Schutz und Schirm bei mir haben. Wohlan! Ich will es so viel möglich thun.“ Hierauf habe er angehalten und den verfolgten Vogel so lange in der Hand geborgen, bis kein Raubvogel mehr zu sehen war, und habe endlich mit Dankagung gegen seinen lieben Gott das Vögelein wieder geschert fliegen lassen.

* Die Verhandlungen des englischen und amerikanischen Postamtes über ein gleichmäßiges Porto haben sich wieder zerklüftet. Von beiden Theilen wird behauptet, volle Gegenseitigkeit angeboten zu haben.

* In Goblentz hat die vielgenannte Lola die Polizei in Thätigkeit gesetzt. Sie ist vor einigen Tagen dort arretirt worden, d. h. nicht die wirkliche von Fleisch und Wein, sondern eine kleine Lola von Porzellan ist durch die Polizei von den Schaufenstern eines Bijouterie-Ladens weggenommen worden. — Die Nachricht, die Gräfin Landsfeld sei in Bern eingetroffen, und im „Hotel royal“ abgestiegen, gehört in das Gebiet der mäßigen

Erfindungen. Andererseits scheint sich die Nachricht des „Schwäbischen Merkur“ von der Ankunft in Zürich auch nicht zu bewähren, indem Briefe aus Lindau vom 18 Febr. noch nichts von einer Weiterreise melden. Es hieß in Lindau allgemein, sie würde das schöne Landgut „Ahrenberg“ in der Schweiz zu kaufen suchen. (Nach neuern Nachrichten ist sie bereits von Lindau abgereist.)

Wespen von G. J. Berffi.

(Eine neue Entdeckung.) Nachdem Herr A. Lieck den gestiefeltesten Kater längst erfunden, entdecken wir bei einem Hrn. Ruday im „Temesvarer Wochenblatt“ — einen nationalen (?) Zurus. — Nationaler Zurus! — ist gut, der Zurus ist wahrscheinlich in Ungarn geboren, hat Paß, besitzt Bürgerrecht, wenn er nämlich 200 Gulden Zins zahlt, und kann bei einer ausbrechenden Gefahr von vielem Nutzen dem Vaterlande sein. Der Mann wollte statt „nationaler Zurus“ — vielleicht schreiben: „Zurus an die magyarische Nation.“ — Aber nationaler Zurus ist gut — eben so gut könnte man sagen: nationale Sauce, nationale Essen, nationale Schuhsohlen u. s. w. Daß man doch die heiligsten Dinge als die abgeschmackteste Nomenclatur stets zu profaniren sucht! . . .

(Diesfalls und jensfalls.) In demselben „nationalen Aufsatze“ lesen wir: — man hat sich die Aufgabe gestellt: „das Gefühl der Nationalität zu rühren und die Begriffe diesfalls (jensfalls nicht?) bei allen Mitbewohnern dieses schönen Landes zu erleuchten.“ — Dann ärgern sich diese Herren, die in der Literatur ohne alle grammatikalische Vorbereitungen hineinzufischen, wenn man sich die Mühe nimmt, ihre „Schmizer“ aufzubekken! — „Die Begriffe diesfalls zu erleuchten.“ — Glänzender Stil, das!

(Theatrum mundi.) So wie man das Theater eine Welt, so kann man auch die Welt ein Theater nennen. Direktor der großen Volkskomödie ist: das Schicksal; Regisseur: der Zufall. Primadonna: die Vernunft; der erste Held: der Verstand; Intriguant: die Dummheit; Bedientenrollen übernimmt: die Kriecherei. Die vergangene Woche wurden z. B. auf den verschiedenen Theatern der verschiedenen Städte die passendsten Stücke gegeben. In London: „Er mengt sich in Alles.“ — In Paris: „das unterbrochene Opferfest.“ — In Petersburg: „der Geist auf der Bastei.“ — In München: „der verbannte Amor.“ — In Berlin: „Alle sind gesoppt.“ — In Palermo: „das Räuschen.“ — In Wien: „die Börsenspekulanten.“ — In Madrid: „der Berriffene.“ — In Mailand: „der Militärbefehl.“ — In Preßburg: „Unser Verkehr.“ — In Rom: „der Zeitgeist“ und „Nehmt ein Exempel daran.“

Lokal-Beitrag.

Theater.

Deutsches Theater. Am 1. d. M. zum ersten Male: „Derf und Stadt“ Schauspiel in 2 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benützung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“ von Ch. Birch-Pfeiffer. — Es ist doch eine eigene Sache die Kritik! Sie ist es, die ihrem Wortführer doch jeden Genuß verleidet; kommt eine ruhrende Szene, so stöhnt ihm die Kritik zu: halt' fest, mein Junge u. laß' dich nicht beirren, das Alles ist ein Theaterkupp in früheren Szenen vorbereitet, geschnitten — die Thränenbrüsen plazen — und das Volk jubelt über diese Augenpurgang — bei einer sentimentalischen Szene — erinnert ihn die Kritik an Lotte und Klärchen — bei einer komischen Szene — an Kogebue — steht aber auf dem Bettel: „Mit freier Benützung“ — so spricht die Kritik: „Diese freie Benützung soll heißen, daß der Verfasser so frei war, Alles zu benützen, was da an schönen, erhabenen Gedanken, wirksamen Momenten u. poetischen Fiktionen sich ihm darbete — daß der Benützer so

frei war — den Stoff als vogelfrei zu erklären, ihn zu fahnden, zuzulassen, herzurichten, umzuwenden, kurz, alle dramatischen Changements mit ihm zu unternehmen — und diese Einwürfe, wodurch die Kritik ihren Züngern so manche schöne Stunde vergällt, nennt sie ästhetische Ansichten. — Nun so will ich für heute die Kritik ruhen lassen — und offen gestehen, daß das Stück mich bedeutend ergriffen hat, daß ich nicht untersuchen will, was da Auerbach's, was da Birch-Pfeiffer's ist, sondern nur einfach erklären, daß dieses Schauspiel in die Reihe der besten deutschen Schauspiele gehört, die seit wenigstens 3 Decennien geliefert wurden (??) — und möge die Kritik Mad. Birch-Pfeiffer noch so viele, oft auch gerechte Vorwürfe machen, die Anerkennung muß ihr werden, daß ihr das dramatische Erkennen im hohen Grade eigen ist, daß sie nur jenen Stoff wählen läßt, der da Bühnenwirksamkeit in sich faßt, und dieser seine, richtige Bühnentakt ist mehr werth, als ein Duzend Original-Schauspiele geschrieben zu haben, bei welchen ganz Deutschland die Mundsperrre bekommt, nicht vor Verwunderung — nein — vor Langeweile!! — Und nun zur Darstellung. Wohl wissend, wie da jede erste Vorstellung so zu sagen nur eine Generalprobe ist, so haben wir eine zweite Vorstellung abgewartet und können nun mit Ruhe es niederschreiben, daß die Darstellung eine tadellose, ja in einigen Rollen eine so vorzügliche war, daß wir nur bedauern müssen, daß diese Künstler nicht für jedes Stück dieses Feuer, diese Liebe für ihre Kunst, dieses feste Wollen für das Gute u. Schöne mitbringen; jedoch vor Allem gebührt Dem. Schwelle (Lorle) die Siegespalme u. sie hat diesen Abend bewiesen, welche hohe künstlerische Begeisterung ihr inne wohne; hat uns aber dadurch zugleich wachsam gemacht, an die Leistungen dieser Künstlerin für künftige strengere Anforderung zu legen — sie nicht mit dem Alltagsmaß zu messen. — Ihr würdig zur Seite standen die Herren Berg, Urban u. Dietrich (Reinhard) und besonders war es letzterer, der durch Gefühlswärme und Natürlichkeit uns in hohem Grade ansprach. — Was den Gast, Mad. Haller (Bärbel) betrifft, hat selbe nur neuerdings durch diese Rolle bewiesen, wie wünschenswerth ihre Acquisition uns sein muß. — Mad. Bergmann (Joa) spielte so schön, als sie gekleidet war — und war gekleidet so schön als sie spielte. — Das Haus war sehr gut besucht. **Stump.**

— Am 2. d. M. wurde „Dorf und Stadt“ bei sehr gut besuchtem Hause wiederholt. Wir würden aber der Regie ernstlich raten, das Stück, soll es der Kassa gehörige Dienste leisten, bedeutend zu kürzen. Denn das Besten Publikum ist nicht gewohnt, von 7 bis gegen 11 Uhr an einer dramatischen Tafel, mögen noch so delikate Gerichte servirt werden, zu sitzen. **4.**

— Heute wird, zum Benefiz der Dem. Schwelle, „Der Chevalier von Maison-Rouge“ zum ersten Male gegeben.

Localbemerker.

— (Kleiner Bericht über einen großen Ball.) Alle Körper- und Gesellschaften, alle Vereine und Koterien, alle Stände und Klassen, alle Nationalitäten und Meinungen, alle Parteien und Farben, alle Stämme und Sprachen, alle Abarten und Familien, alle Rassen und Fächer, und wie alle jene Gruppen, in die das gesellige Geschlecht, die Humanität, zerfällt, heißen mögen; alle Gewerbe und Künste, was zur Industrie, was zum Handel und zur Schifffahrt, zum Acker- und Weinbau, zum Legistatur und Kultur, u. was sonst, damit der Sohn und der Herr der Erde mit ruhigem Gewissen und mit Comfort Mensch sein können, zum Streben, Erfinden, Erfinden und Erhalten sich vereinen muß, haben sich dieses Jahr unter das Holzzepter des Königs Karneval geschaart, oder — sie werden sie noch unter dasselbe stellen. In ganzen Massen u. auf das Festlichste geschmückt, ziehen sie in sein, jedem Menschenkinde, d. h. wer Mensch ist, offenstehendes Zauber Schloss, das eine leuchtende Ähnlichkeit mit dem Paradiese des Mohamed hat, u. feiern ihn bei Musik, Tanz u. Champagnerfreude und Munterkeit überglänzt — einige des Wachens müde Väter ausgenommen — Alle, die sein Strahlenhaus betreten; Alle umziehet ein Band der Geselligkeit, einige auch der Liebe. Die sich sonst keines Willkes würdigten, machen sich hier quadrillenlang die holdseligsten Komplimente, und Mancher tanzt hier mit der Tochter seines Erb-, d. h. seines angeerbten Feindes, den Sprache und Weltgegend ihm zum Hass angezwungen. Es ist hier (wie Jeder einseht) der Ort, die feuzende

Bemerkung über die Sonderbarkeit der Herren Menschen zu machen, die jeden, der nicht einer Grammatik mit ihnen huldigt, durchaus nicht als ihren Bruder erkennen will. — Bei dem allgemeinen Freudenangebot, zu dem Alles sein Contingent gestellt, ist auch die Wissenschaft nicht zurückgeblieben, u. sie hat letzten Dienstag auf dem Tanzterrain und in den großen Ebenen der Redoute ihre imposanten Streitkräfte entwickelt. Sie hat ein ruhmvolles Treffen geliefert und gezeigt, wie begeistert ihre Fahnen sind, und wie groß die Zahl ihrer Anhänger und Verehrer ist. Schon seit Wochen sprachen schöne Lippen und träumten schöne Gemüther von nichts Anderem, als dem Balle der Mediziner. — „Die Mediziner geben einen Ball,“ dieser weltgeschichtliche Ruf weckte die schlaftrigsten Gemüther u. neubelebte die Gleichgültigsten, erweichte das Felsenherz jedes Vaters und den rigorosesten Sinn jeder Mutter. Wer seit lange keinen Glacehandschuh getragen und lakirten Schuh an den Füßen gehabt, bewarb sich um die Günst u. Protection eines jungen Resekulaps, eine Thatsache, die in der That auch in der Bignette der Eintrittskarte verewigt worden zu sein scheint. Auf der mit einem national-dreifarbigen Teppich belegten und mit erotischen Pflanzen angepflanzten Treppe wurde man von einer Doppelreihe eleganter Jünger der Medizin — welchen man es gar nicht ansah, wie Bitteres sie reichen u. wie tief sie in das Fleisch schneiden können — die den Kommenben die Karie abnahmen und an der Saalthüre von dem lebenswichtigen Ballkern, der den Damen dafür die elegantesten Tanzalmanachs u. die düftigsten Bouquets überreichte, empfangen. Die Ersteren waren so prächtig, daß eine schöne Dame über deren nachherigen Verlust beinahe in Untslichkeit gerieth. Der große und kleine, wie nicht minder der Ertrischungsaal strahlten von Lichtern und Schönheiten, welche letztere an Zahl und Pracht die Blumenmassen übertrafen. In der Saalthüre zum kleinen Salon war eine von Guirlanden umzerrte Terrasse angebracht, auf dem die lebenswichtige Dame des Balles thronend die Honneurs machte. Der kleine Salon war zu einem Wintergarten umgezaubert. In Mitte desselben imponirte ein in der That meisterhaft zusammengesetzter, botanisch, zoo- und mineralisch ausgeschmückter Felsenberg, von dessen Gipfel ein Duell von Rosenwasser in Steinbecken herabrieselte und von daselbst in eine Fontaine wieder aufstieg. Dieser Fels war der Duft und ihre Erquickung, u. unten — schwammen Goldfische. — Nationaltänze und Sprache waren vorwaltend. Von Aller Angesicht leuchtete „Unterhaltung“, u. die sonst frühesten Weggeher verließen nicht vor drei Uhr den Saal. Dies eine kurze Darstellung dieser auf Jahre denkwürdigen Nacht. Die Schönheiten u. Toiletten zu beschreiben, bleibe einer würdigeren Feder vorbehalten. **W.**

— „Zur That!“ Mit diesem Zurufe übergibt der vortheilhaft bekannte Kandidat, Hr. Ignaz Ginzorn, seinen Glaubensgenossen abermals eine höchst gelungene homiletische Arbeit, die er am 22. Januar l. J. in der Dfner Synagoge mit beifallgekröntem Erfolge vortrug. Obige Parole allein dürfte den Leser über den Inhalt dieses mit kräftiger Feder geschriebenen Kanzelvortrages genügend aufklären. Die sozialen Verhältnisse Israels, die der talentvolle Verfasser auch diesmal ins Auge faßt, führen ihn auf die Hindernisse des politischen Fortschritts seiner Stammgenossen; daher die Aufforderung „zur That, zu nieermüdem Wirken für des Landes Gesamtwohlfahrt“ — was der geschätzte Redner geistreich entwickelte und mit Wärme vortrug. **W.**

— Zur Zeit, in der man mit dem Einheben unserer Schiffsrüste beschäftigt ist, verlegt man gewöhnlich die Ueberfahrt in die Gegend des Brückenbades. Bei dieser Gelegenheit lernen die Peshier, die in den oberen Theilen Dfens zu thun haben, und ihren Weg durch die Raizengstadt nehmen müssen, diesen lebhaftesten Stadttheil der Haupt- und Residenzstadt Dfen kennen! Welcher Kontrast bietet sich denen dar, die aus einer zivilisirten Stadt anlangen! Während man in den fernsten Vorstädten Pesh's schon trockenen Fußes durchkommen kann, versinkt man hier tief in Schmutz und Schlamm u. der menschliche Fuß erleidet Marterqualen auf dem erbärmlichsten Pflaster der Welt. Und doch gewahrt man hier mitunter recht schöne Häuser und nette Kaufgewölbe; aber keiner dieser Hauseigentümer und keiner dieser Handelsleute denkt daran, wenigstens vor seiner Thüre Lehren zu lassen! (In den letzten Tagen bemerkte man einige Reinigungsversuche von Seite der Behörde.) **4.**

— (Eine orthographische Musterschule.) In dem Hause Nr. 182, in der Akziengasse, in Pesth, befindet sich vor einem Fenster ein Täfelchen, worauf buch-

näblich Folgendes zu lesen ist: „Schule für Knaben und Mädchen. In dieser Schule werden Schüler auf den neuesten und leuchtendsten Method im Lesen Schreiben u. Rechnen u. deutsch gründlich unterrichtet, besonders aber in der Rechtschreibung oder orthographie. Auch werden hier Lehrlinge Gesellen und erwachsene Mädl an Sonn- und Feiertagen unterrichtet.“ Es wäre interessant, den neuesten und leuchtendsten Method kennen zu lernen, nach welchem in dieser Schule Lehrlinge und erwachsene Mädl in der orthographie unterrichtet werden. **4.**

— Ein jüdischer Hausfrier kam unlängst in einer der Dfner Vorstädte zu einer armen, nothleidenden Frau, welche ihm ihr letztes Hemde um 15 fr. verkaufen wollte, um sich für diese Kleinigkeit Brod anzuschaffen. Der Hausfrier gab ihr das verlangte Geld zum Geschenke und ließ ihr aus Mitleid ihre letzte Habseligkeit. Die Frau aber kaufte sich für jene wenigen Groschen kein Brod, sondern ging geradewegs in die Lotterie und Tags darauf machte sie — einen Lerno. Ihr erstes Bestreben war aus Dankbarkeit sogleich den Hausfrier aufzusuchen, mit dem sie alsdann den durch seine milde Spende erhaltenen Gewinnst redlich theilte. Da soll noch Einer behaupten, daß Miltthätigkeit u. Ehrlichkeit in den Hütten der Armuth nicht mehr zu Hause sei. **5.**

— Früher beklagte man sich, daß die Todtenwagen spät ankämen und die Leichen sehr langsam auf den ewigen Ruheplatz hinausführten, jetzt nimmt die Klage eine ganz entgegengesetzte Richtung an; man beschwert sich nämlich darüber, daß die Todten so im Galopp hinausgeführt werden. Nun, woran soll sich jetzt der Pächter halten? **M. U.**

— Will es Gott, wie wir es wollen, werden wir im künftigen Winter nicht unter den Gischollen u. den Grobheiten der Schifflente über die Donau gelangen, denn mit der Kettenbrücke — so schreibt das „Hetiap“ — ist es kein Spaß mehr! Die rothangestrichenen Rettenglieder wurden auf Gestellen ausgebreitet, daß sie sich an die freie Luft gewöhnen mögen, und daß das Publikum sehe und wisse, daß da, wo Ketten sind, bald auch eine Brücke kommen muß. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Kettenbrücke aber wird auch der Dfner Tunnel fertig sein. Wenigstens war es also geschrieben, ja was noch mehr, gedruckt, und das muß doch wahr sein! Darum können wir es auch getrost glauben, obwol noch gar keine Vorbereitung dazu getroffen wird. Das Mittagmahl soll fertig werden und in der Küche ist noch kein Feuer! **5.**

— Emerich Bass, Ingenieur, der Erfinder unverbrennbarer Hausdächer, läßt gegenwärtig einen Subscriptionsbogen, dessen Aktie wenigstens 10 fl. C. M. kostet, zirkuliren, um diese seine gegen Feuersgefahr sehr nützliche Erfindung zu realisiren und in's Leben treten zu lassen. — Wir empfehlen ihn der Aufmerksamkeit und dem Schutze aller derer, denen das Interesse unseres Vaterlandes und der ganzen Menschheit am Herzen liegt. **M. U.**

— Morgen, Sonntag, findet in den Redoutensälen das große Ballfest, unter dem Titel: „Der Karneval in Venedig“ statt. Wir hoffen, daß sich endlich der Besuch zu diesem amüfanten Feste bedeutend gestalten werde, da dies noch in jedem Jahre der Fall war. **4.**

— Die Schiffsbrücke dürfte heute oder längstens morgen hergestellt sein. Die Bewohner Dfens werden also unsere letzten Karnevals-Unterhaltungen zu Wagen besuchen können.

Modenbild. Nr. 9.

Paris, 20. Febr. Ball- und Visitenanzüge. 1. Koeffüre von rothem Sammet, die Ränder sind mit einer Goldschur verziert; eine goldene Nadel scheint die Koeffüre auf dem Scheitel des Kopfes zu halten; goldene Cicheln fallen auf jeder Seite herab. Kleid von weißem Atlas mit Tullbauschen und Atlasbändern geziert; eine Bausche umgibt jedes Band. Der Leib ist mit einer Tulletrapperie geziert; die Ärmel sind mit Bauschen besetzt. — 2. Kapote von Königsreps, geziert mit einer Blondbarbe, die auf jeder Seite bis an das Ende des Schirmes gehende Rollen bildet. Kleid von Satin à la reine, garnirt auf jeder Seite mit Stoff-Bauschen, welche durch Sammetstreifen, die gegen die Taille von ihrer Breite abnehmen, getrennt werden. Ärmel mit Musketier-Auffschlägen und Unterärmel von lichtigem Mouffelin. Der Leib ist hinauftragend und vorne mit zwei Sammetstreifen garnirt.

Beilage: „Handlungszeitung.“ Nr. 9.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Dfen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffsbrücke), in G. Weibels Hofbuchhandlung, in den Kunsthad. der H. Freichlinger, J. Wagner, G. Miller und J. Weissenbergs Papierhandl. in Pesth u. allen k. k. Postämtern

Dfen, gedruckt in der königl. ungarischen Universitäts-Buchdruckerei.